

Laut, bunt, schnell

Tom Wolfes Miami-Roman «Back to Blood»

Angela Schader · Dass man mit *Kursivsetzungen* und Hervorhebungen JEDER Art eher zurückhaltend sein soll ... dass reich gesäte Pünktchen schnell einmal pubertär wirken ... und Ausrufezeichen erst recht!!! – das gehört zu den Verbindlichkeiten jedes ordentlichen Schreibstils. Grund genug für einen Autor wie Tom Wolfe, der seit seinen Anfängen als Pionier des «New Journalism» gern mit überkommenen Wertvorstellungen kegelt, sich über solche Regeln mit einer lockeren Flanke hinwegzusetzen. So tat er's schon, als er 1963 den Lesern des «Esquire» eine Auto-Reportage unter dem Titel «There Goes (Varoom! Varoom!) That Kandy-Kolored (Thphhhhh!) Tangerine-Flake Streamline Baby (Rahghhh!) Around the Bend (Brummmmmmmmmmmmmmmmm)» vorsetzte; so tut er's, wie sein jüngster Roman «Back to Blood» ausweist, in nicht ganz so extremer Form auch heute noch, mit über 80 Jahren.

Da mag das Innovative der Geste schon ein bisschen erschöpft sein, und sich 750 Seiten lang durch Comicstrip-Sound und Satzzeichen-Girlanden zu pflügen, ist auch nicht Sache eines jeden Lesers – noch wenn der deutsche Übersetzer Wolfgang Müller den stilistischen Parforce-Balanceakt mit Ausdauer und aller möglichen Eleganz bewältigt. Aber löst «Back to Blood» dafür ein, was jeder der vier dickleibigen Romane, die Tom Wolfe seit 1987 in relativ grossen Zeitabständen publizierte, anpeilt – nämlich ein aus dem prallen Leben geschöpftes und auf der Höhe der Zeit verfasstes amerikanisches Gesellschaftspanorama zu liefern?

Multikulturelles Mosaik

Wolfe, der sich schon in früheren Werken teils mehr, teils weniger politisch korrekt mit der Rassenfrage befasst hat, wählt in seinem neusten Buch ein Terrain, wo nicht nur mit Schwarz und Weiss, sondern auch noch mit anderen Hautschattierungen gemalt werden kann: Miami, die – wie es in Amerika gelegentlich heisst – heimliche Hauptstadt Lateinamerikas und Hochburg der Exilkubaner, in der die Latinos gut 60 Prozent, die Afroamerikaner knapp 20 Prozent der Einwohner stellen. Und der Dreh, mit dem er den Roman beginnt, hat einiges Potenzial: Nestor Camacho, ein kubanischer Polizist, der erst gerade einen Fuss auf die Karriereleiter gesetzt hat, will bei seinem weissen Vorgesetzten Eindruck schinden und verhaftet – oder rettet? – mit einem zirkusreifen Kraftakt einen kubanischen Flüchtling, der sich auf den Mast eines Vergnügungsschiffs geflüchtet hatte. Da man den Mann noch auf dem Wasser erwischte, kann er zurück in die Heimat überstellt werden; auf dem Land hätte er automatisch Asyl erhalten.

Das wissen die kubanischen Zuschauer, die das Spektakel von einer Brücke aus beobachten: Sie sind selber Flüchtlinge oder Kinder von Flüchtlingen und überschütten Nestor als abtrünnigen Vertreter mit Schmähungen. Das wissen auch seine Angehörigen und Nachbarn, die dank TV und Radio über den Vorfall informiert sind, noch bevor der



Der Stil ist der Mensch? Tom Wolfes verbale Eskapaden und sein soigniertes Äusseres sprechen allerdings sehr verschiedene Sprachen.

DAN CALLISTER / WRITER PICTURES

verlorene Sohn nach Hause zurückkehrt. Statt als Held zelebriert zu werden, steht Nestor wie ein begossener Pudel da und muss sich auch noch von seiner Freundin den Laufpass geben lassen.

Diese Magdalena (selbstverständlich ist der Name ebenso Programm wie der in Nestors Nachnamen verborgene Macho) kündigt ihm allerdings nicht aus Loyalität mit dem unglücklichen Flüchtling die Liebe auf, sondern weil sie sich ihrem Arbeitgeber, dem Psychologen Norman Lewis, zugewandt hat. Der macht gutes Geld mit den pornografischen Obsessionen seiner Klienten – und in den Augen des Lesers praktisch vom ersten Satz an eine unsäglich platte und schlechte Figur: Der um Lewis entwickelte Erzählstrang ist wenig mehr als eine Variante der bewährten Strategie, dem Leser unter dem Deckmantel eines Sittengemäldes hüpfende Brüste und schwellende Hosenlätze vorzuführen. Auch die Gestalt der Magdalena schwankt ziemlich desperat zwischen dem bisschen Intelligenz und Anstand, das Wolfe ihr zugeht, und dem Image eines berechnenden Sex-

kätzchens, das primär mit dem Inhalt seiner tief geschnittenen Décolletés pokert.

Nestors Rollenbild ist sympathischer, aber ähnlich eng umrissen. Mit praktisch jeder Heldentat, die er fortan vollbringt, droht er eine andere Bevölkerungsgruppe gegen sich – oder vielmehr die Polizei – aufzubringen, so dass sich zwischen dem alarmierten Bürgermeister der Stadt, einem Kubaner, und dem afroamerikanischen Polizeichef ein erbittertes und bald einmal ethnisch gefärbtes Seilziehen um die Entlassung des Kamikaze-Cops anspinnt. Die Schauplätze, auf denen sich unterdessen das weitere Romangeschehen entfaltet, reichen von der Art Basel Miami Beach, wo sich schlampig gekleidete Superreiche beinahe um den Tand des letzten gerade in Mode gekommenen Künstlers keilen, bis zum Schwarzenviertel, wo sich Nestor mit im Ghetto-Chic geschniegelten Crack-Dealern im knochenkrachenden Clinch findet; vom Redaktionsbüro des ums materielle Überleben ringenden «Miami Herald» bis zum Luxus-Penthouse eines mafiosen russischen Olig-

archen; vom abgewrackten Strip-Schuppen bis in eine der in Florida reich gesäten Altersresidenzen

Warum nur – ?

Zeit für eine vertiefte Zeichnung der Charaktere oder das Ausloten angerissener Themen nimmt sich Wolfe dabei kaum, doch wäre die Handlung im grossen Ganzen zumindest zugkräftig und unterhaltsam angelegt – hemmt sie nicht die allzu oft in Lärm und Redundanzen sich fortwälzende Prosa. Das Kränkendste daran: Es gibt im Buch eine Passage, die Schilderung der Gläser auf einer festlich gedeckten Tafel, die so hinreissend verfasst ist, dass man für einen Moment den Atem anhält. Und denkt: Warum prügelt einer, der so zauberische Glasharmonika-Klänge hervorbringen weiss, lieber ständig im dreigestrichenen Forte auf der Klaviatur der Sprache herum?

Tom Wolfe: Back to Blood. Aus dem Amerikanischen von Wolfgang Müller. Karl-Blessing-Verlag, München 2013. 768 S., Fr. 35.50.

«Wer ist wir?»

Alexis Jennis Prix-Goncourt-Debütroman auf Deutsch

Jeannette Villachica · Der Roman beginnt mit Reflexionen über die Beziehung der Franzosen zu ihren Soldaten: «Man ignoriert sie, fürchtet sie und macht sich über sie lustig. Man fragt sich, warum sie diesen schmutzigen Beruf ausüben, der sie mit Blut und Tod konfrontiert; man vermutet Verschwörungen, ungesunde Gefühlsregungen, schwere geistige Beschränkungen.» Als französische Soldaten 1991 in den Irak ziehen, interessiert sich die Öffentlichkeit erstmals für ihr Schicksal – so empfindet es zumindest der junge Erzähler in Alexis Jennis Debütroman «Die französische Kunst des Krieges». An einem gemühtlichen Wintertag sieht er sich mit seiner Freundin im Bett «den Beginn des dritten Weltkriegs» im Fernsehen an und identifiziert sich plötzlich sehr mit den Soldaten. Er manövriert sich in den folgenden Wochen gezielt in die Arbeitslosigkeit hinein und wartet ab. Dies alles erzähle er auch nur, informiert er den Leser, weil er nicht genug zeichnen könne. Dem Zeichnen gilt seine ganze Leidenschaft.

Als der Erzähler den alten Résistance-Kämpfer und Kriegsveteranen Victorien Salagnon trifft, der seit 60 Jahren malt und zeichnet, wird dieser sein Lehrmeister. «Nebenbei» weilt Salagnon ihn in seine Geschichte, die seines Onkels und Grossvaters ein, welche zugleich eine Geschichte der französischen Kriege und von deren Auswirkungen bis in die Gegenwart sind. Salagnons äusserst plastische und saftige Erinnerungen an seine Jugend in Indochina und Algerien nehmen den Grossteil des Romans ein. Jenni wechselt virtuos von sinnlicher

Ausuferung zu präziser Sachlichkeit, von leichter Nostalgie zu actionreicher Schnelligkeit oder zu heutiger Umgangssprache, etwa wenn seine zwei Helden, die natürlich keine sind, über Politik sprechen, über den Geruch von Fleisch oder den Gebrauch von Salagnons Scharfschützengewehr. Diese Lebendigkeit und Differenziertheit zieht unwillkürlich in den Roman hinein; andererseits zerren die vielen Exkurse, detailreichen Ausschmückungen und Redundanzen stark am Geduldsfaden mancher Leser. Man braucht für diesen Roman einen langen Atem.

Bis sein Debüt mit dem Prix Goncourt 2011 ausgezeichnet wurde, war der Autor, ein Biologielehrer aus Lyon, in der Literaturwelt gänzlich unbekannt. «Die französische Kunst des Krieges» ist nun ein nicht nur dem Umfang nach opulentes Werk; es ist auch thematisch und gedanklich lebens- und weltumfassend. Es geht unter anderem um Abenteuerlust, Macht und Gehorsam, fremde Kulturen, Sprache und das Erzählen, um Rassismus, Freundschaft, Liebe und Neuanfänge in Kriegs- und Friedenszeiten. Und es geht immer um die Identität und Rolle junger und alter Franzosen zu Hause und in der Welt. «Wer ist wir?», fragt sich Jennis junger Erzähler zu Beginn des Romans und denkt dabei an «die Franzosen», aber auch an sich und seine Freundin im Bett.

Alexis Jenni: Die französische Kunst des Krieges. Roman. Aus dem Französischen von Uli Wittmann. Luchterhand, München 2012. 768 S., Fr. 35.50.

HINWEISE AUF BÜCHER

Hund Frau Mann

vil. · Ein junges, innig verliebtes Paar, morgens geht man arbeiten, abends kocht man gemeinsam: Braucht es mehr fürs Durchschnittsglück? Vielleicht den Sommer, der durch die Bäume rauscht, was die 1979 geborene Freiburger Autorin Isabelle Flükiger hinreissend beschreiben kann, variationsreich romantisch, ja geradezu elegisch und ganz und gar im Kontrast zu ihrer sonst knappen, ironisch pointierten Sprache, in die sie mit leichter Hand umgangssprachliche Floskeln webt. Weil aber für einen «Bestseller» – so der nicht unbescheidene Titel, den sowohl das Original als auch die Übersetzung ihres nunmehr vierten Romans trägt – glückliche Zweisamkeit nicht ausreicht, kommt erst ein reizender kleiner Hund hinzu und dann sein Besitzer, ein kurdischer Asylant, beide sehr zum Missfallen des Wohnungsnachbarn. Nebst diesem machen alsbald die Arbeitgeber der jungen Leute Probleme; Letztere verlieren, ehe sie sich's versehen, ihre Jobs. Dass der Hausseggen trotzdem nicht einfach schief hängt, dafür sorgt einerseits das Hündchen, andererseits Isabelle Flükiger selbst, indem sie geschickt und wohltdosiert die Elemente ihrer an Eric-Rohmer-Filme erinnernden Story hervorzaubert: nach diverserem Ungemach sogar ein Happy End und einen Lotteriejackpot, wenn auch nicht für unser Paar. Ein anmutiges Büchlein, das die – sogar in der Schweiz bisweilen – harte Wirklichkeit keineswegs ausgrenzt, sondern mit Pffiffigkeit und Scharfsinn wahrnimmt.

Isabelle Flükiger: Bestseller. Roman. Aus dem Französischen von Lydia Dimitrow. Rotpunkt-Verlag, Zürich 2013. 166 S., Fr. 20.90.

Patriotische Salondamen

uha. · Der Salon war im 18. Jahrhundert eine Stätte der Aufklärung. In den privaten Räumen der «Salonnière», der adligen oder grossbürgerlichen Gastgeberin, traf man sich stände- und milieuübergreifend – ausgenommen die Unterschichten – zur kritischen Konversation über kulturelle und politische Themen. Die öffentliche Sphäre des entstehenden bürgerlichen Zeitalters verdankt sich also auch weiblicher Gelehrsamkeit und Gastfreundschaft. Die Journalistin und Literaturwissenschaftlerin Urte von Berg stellt drei Berlinerinnen vor – die Gräfin von Voss, Amalie von Beguelin, Elisabeth Stagemann –, die während der napoleonischen Besatzung Preussens pointiert patriotische Salons führten. Unter der Regie der Gräfin wurde 1809 gar ein Aufstand gegen die Franzosen vorbereitet, der allerdings kläglich scheiterte. – Die Autorin interessiert sich weniger für das Innenleben der Salons, die in Preussen von gebildeten Jüdinnen nach Pariser Vorbild initiiert wurden, als für die Besucher und ihre Beziehungen untereinander. Bleibt das Bild, das man von Art und Weise der geselligen Zusammenkünfte gewinnt (Dauer, Verpflegung, Tischsitzen), insgesamt eher blass, so begegnet man dafür auf Schritt und Tritt prominenten Gelehrten, Dichtern und Politikern (Heinrich von Kleist, Friedrich Schlegel, Carl von Clausewitz, August Wilhelm Schlegel, Wilhelm von Humboldt u. a.). Das Leben in der ständischen Epoche war weniger privatisiert als in unserem demokratischen Zeitalter.

Urte von Berg: Patriotische Salons in Berlin, 1806–1813. Wallstein, Göttingen 2012. 280 S., Fr. 35.40.